



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Graevenitz, G. von: Zwischen Meeren und Kratern

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und überhaupt mit dem Nutzen zusammenhängt, daß aber beide nicht identifiziert werden dürfen, haben wir wiederholt gezeigt. Wenn Foltmar den Utilitarismus aus dem Grunde für unhaltbar erklärt, daß der Schmerz und auch der Krieg für die Erreichung des Weltzwecks notwendig seien, so verwechselt er den Utilitarismus mit dem Eudämonismus, wie er Seite 165 Wahrnehmungen oder Empfindungen mit Vorstellungen verwechselt, indem er sagt, Herbart lasse das Wollen aus einem Kampfe entre les sentiments hervorgehn (statt conceptions). Übrigens ist er so ehrlich, wie Hartmann zu gestehn, daß in der teleologischen Moral selbstverständlich der Grundsatz gelte: Der Zweck heiligt das Mittel, und hie und da hat er einen ganz hübschen Einfall. So zeigt er auf Seite 304, daß die allgemeine Anerkennung des Determinismus an dem Laufe der Strafjustiz nichts zu ändern brauche. Sage der Angeklagte: Ich bin ein geborner Verbrecher, oder: Ich bin durchs Milieu gezwungen worden, das Verbrechen zu begehn, kann also nichts dafür, so könne ihm der Richter antworten: Das ist ein Unglück für dich, denn wie du zum Verbrechen prädestiniert und gezwungen bist, so ist die Gesellschaft prädestiniert und gezwungen, dich durch mich dafür zu strafen. Übrigens ist der Einfall nicht ganz neu. Vom Stoiker Zenon wird erzählt, als er einmal einen Sklaven wegen eines Diebstahls habe züchtigen wollen, habe der Mißethäter gesagt: Es war mir vom Schicksal bestimmt, zu stehlen; Zeno aber habe erwidert: Und so ist es dir auch bestimmt, dafür Schläge zu bekommen.

(Schluß folgt)



Zwischen Meeren und Kratern

Von G. von Graevenitz



er Zug raffelt aus der dunkeln, schmutzigen und raucherfüllten Bahnhofshalle von Neapel ins Freie, in die entzückende Gartenlandschaft, die sich südlich von Neapel in unabsehbarer Ausdehnung ausbreitet. Baumpflanzungen und Weingelände, Blumen- und Gemüsegelder, Ortschaften und Gehöfte, flachgedeckte Willen und mittelalterliche Türme, die an Seeräuber- und Sarazenenangriffe erinnernden „Obelisken der italienischen Westküste,“ das alles fliegt in raschem Wechsel an uns vorbei. Aber das eigentlich Charakteristische der Landschaft liegt noch in etwas anderm als diesen Augenblicksbildern, mögen sie auch durchweg einen eignen südlichen Anstrich haben: es liegt in ihrer Einfassung mit dem weiß-blauen Doppelstreifen des Meeresstrandes und in ihrer Krönung durch den Fesuv und seine Pinienrauchwolke, die sich stetig neu bildet und daran erinnert, daß all diese Schönheit auf einem Boden erwächst, dem von oben und unten

unberechenbare, geheimnisvolle, unentrinnbare Gefahren drohn. Es sind Gefahren, die der Bewohner von Neapel, Portici und Resina sorglos in seine Rechnung einstellt, wenn sie ihm nicht gerade greifbar drohend gegenübertreten. Ein Mitreisender erzählt von einem solchen Tage aus der jüngsten Vergangenheit, von dem des Blutregens am 16. März. Wie in Rom, war auch in Neapel die schwüle Hitze dieses Tags unerträglich, blutigrot war der Himmel, die Atmosphäre war in einen dichten, undurchsichtigen Schleier gehüllt, der Besuch völlig unsichtbar. Es war natürlich, daß man in ihm, dem alten tückischen Feinde, den Erreger aller dieser beängstigenden Erscheinungen vermutete, daß man einen verheerenden Ausbruch fürchtete. Scharen von suchenden Bewohnern aus den besonders von ihm bedrohten Ortschaften flüchteten, mit ihrer Habe beladen, nach Neapel hinein, und hier waren die Kirchen dicht gefüllt mit Jammernden und Beter; Professionen bewegten sich durch die Stadt und riefen die Hilfe des heiligen Januarius und der Madonna an.

Während wir weiterfahren, erinnert uns Pompeji wie ein gewaltiges geschichtliches Ausrufungszeichen an die unheimlichen Naturkräfte, die in dem riesenhaften Regel dort oben links nur schlummernd, nicht gebändigt liegen, dann entschwindet dem südwärts Reisenden der Besuch. Und auch der andre treue Gefährte, das Meer, das uns im Vergleich zu dem vulkanischen Titanen wie ein milder, treu sorgender Gefährte des Menschen erscheint, mag es auch in Sturm Nächten seine ganze Gewalt menschlicher Ohnmacht zeigen, verläßt uns, oder richtiger, wir verlassen es und biegen in die lachende, üppige Gebirgslandschaft von Nocera dei Pagani und La Cava dei Tirreni ein. Aber dann, nach etwa einer Stunde, ein Aufleuchten rechts, und wieder liegt die weite blaue Fläche mit dem weißen Saum glitzernd und strahlend vor uns: von dem Golf von Neapel, dem inselbegrenzten, von städtischem Getriebe umwogten, von Dampfern durchkreuzten, sind wir in das Gebiet des unbegrenzten, stillen, vom Weltverkehr wenig berührten Golfs von Salerno getreten, dessen geschichtliche Wahrzeichen Salerno mit dem Grabe Gregors VII. und die tiefsten Ruinen der griechischen Tempel von Paestum sind. Und nun werden wir also für zwei Tage ganz im Banne des Mittelländischen Meeres stehn, an dessen Gestaden sich der größte und wichtigste Teil der alten, der mittlern und der neuern Geschichte abgespielt hat, und das wie einst den Dulder Odysseus, so heute den modernen Menschen mit der Allgewalt seines Zaubers, seines ewigen Wechsels trotz der scheinbar majestätischen Ruhe gefangen nimmt.

Wir steigen in den treno omnibus, den Bummelzug, der uns von Neapel über Battipaglia und S. Paola, der für das Nachtquartier bestimmten Station, nach Reggio Calabria bringen soll. Der Rat von römischen Freunden, die etwas mehr kennen, als die großen vom Fremdenpublikum befahrenen Straßen, die warme Empfehlung auch des sonst so kühlen Baedekers hatten uns zu dem Versuch veranlaßt, die Schnellzüge, die nur nachts auf dieser 400 Kilometer langen Strecke verkehren, zu meiden, und uns am Tage von Land und Leuten des südlichen Kampaniens und Kalabriens wenigstens ungefähr einen Begriff

zu verschaffen. Dringend darf jedem, der nicht allzu hastig nach Süden strebt, geraten werden, dieses Experiment zu wiederholen. Die Bahn ist sicher eine der schönsten Europas, und obgleich auch sie so manches Vorgebirge und manchen Berg durchschachten muß, so hat sie doch vor der viel bekanntern und berühmtern Eisenbahnstrecke der Riviera di Ponente einen Vorteil voraus: der Genuß der beständig wechselnden Uferlandschaft und des Meeres wird nicht fortbauern durch Tunnel und Galerien getrübt, deren schnelle Aufeinanderfolge schließlich Augen und Nerven angreift. In Ruhe studieren wir vom Fenster unsers leeren Coupés aus die alten malerisch an den Abhängen des Gebirgs liegenden Städte, an den Bahnhöfen die Bevölkerung, die immer mehr einen südlichen Charakter annehmende Vegetation und Flora, den Zustand von Landwirtschaft, Bodenkultur, Wein- und Olivenbau, der infolge von verheerenden Insektenschäden seit Jahren eine schwere Sorge der italienischen Regierung ist. Aber immer wieder kehrt dann der Blick zu der Herrlichkeit des Meeres zurück, zu dem auch wissenschaftlich, so viel ich weiß, noch nicht völlig geklärten Problem seiner wechselnden Färbungen, der oft haarfcharf umrissen erscheinenden violetten, dunkelblauen, grünen oder gelblichen Flächen, zu andern Fragen, die sein Anblick hervorruft.

Vom Kap Vaticano hat das Bild einen andern Charakter: rechts drüben erscheinen Berge, die nicht mehr der vielfach geschwungenen Küstenlinie des Festlands angehören können. Sizilien erscheint, und dann kommt auch der Gedanke an ihren natürlichen Herrscher, der alle die wechselnden geschichtlichen Herrscher überlebt hat, der Gedanke an den Ätna, den Mongibello, wie ihn der Sizilianer unter der Nachwirkung arabisch-sizilianischer Zeiten*) nennt. Die furchtbaren Kräfte, die in ihm walten, haben in seiner äußern Form keinen so plastischen Ausdruck gefunden, wie in den steil aufstrebenden Linien des Besuvs, den geborstenen Formen des alten Kraters, der Somma. Wie uns der Ätna zum erstenmal von der hochliegenden Strada Reggio Campi oberhalb Reggios im Licht der untergehenden Sonne erscheint, sind wir von der majestätischen Form ergriffen. Wie edel ist die sanfte, fast gleichmäßige, nur von einzelnen niedrigen Erhebungen, kleinern Kratern, unterbrochne Steigungs- und Profillinie, mit der er sich bei Catania aus den blauen Fluten des Ionischen Meeres zu der gewaltigen Höhe ewigen Schnees erhebt! Milde deckt jetzt im Mai der volle Schneegürtel der Spitze die riesigen Flächen der Regione deserta über 2100 Meter Höhe, wo alles vegetabilische Leben erstorben ist, und die bei der Besteigung im Hochsommer den Eindruck einer schwarzen, wie Sammet glänzenden Wüste macht; das Auge steigt gern von diesen im Abendsonnenschein rosig angehauchten Flächen herab zu den immergrünen Pflanzengürteln, die den Riesen bis zu dieser Höhe hinauf mit Agrumen, Mandelbäumen und Weingeländen, dann mit Kiefern und Birken bekleiden.

*) Mongibello ist eine Tautologie und aus Monte und Dschebel (Berg) entstanden: der so oft gehörte Name ist eine der wenigen Spuren, die die sarazenische Herrschaft in der Sprache Siziliens hinterlassen hat; erinnert sei daran, daß auch das vielgebrauchte Wort tarsia, Zintarsia, arabischen Ursprungs ist.

Bei Reggio Calabria erscheint der Ätna als der Abschluß des großartigen Bildes, das die Meerenge von Messina und fast die gesamte Ostküste von Sizilien umfaßt; unter seinem unmittelbaren Einfluß fühlen wir uns, wenn wir die wenigen Kilometer des Stretto di Messina auf dem großen Überfahrtsdampfer, der einen kleinen Eisenbahnzug von Güterwagen mit hinüberschleppt, durchkreuzt, wenn wir Reggio mit der alten Sikelerstadt Messina vertauscht haben. Denn nicht nur für Catania, wie Schneegans in seinen trefflichen Schilderungen von Sizilien meint, für die ganze Ostküste der Insel erscheint uns der Ätna als „Dichter, Geschichtschreiber, Held und Herrscher“ zugleich, von ihm empfängt sie Form, Gestalt, Charakter, Leben und Fruchtbarkeit, aber auch Tod und Verwüstung. Taormina, landschaftlich der herrlichste Punkt der Ostküste und ganz Siziliens, durch seine Höhenlage, 120 Meter über dem Ionischen Meer, dem Meer der Griechen und Phönizier, dem kühlenden Nordost immer zugänglich, ist von dem Gebirgsmassiv des Ätnas in der Luftlinie etwa 30 Kilometer entfernt und durch das tiefe Thal des Mcantara von ihm getrennt. So ist es gegen die verwüstenden Gewalten eines Lavaausbruchs menschlichem Ermessen nach wohl geschützt: nur in vorgeschichtlicher Zeit (1470 v. Chr.) scheint nach Diodor ein so furchtbarer und weitreichender Ausbruch stattgefunden zu haben, daß die Sikaner die ganze Ostküste aufgaben und in die Westgegenden wanderten. Aber der Gigant Typhon, den, wie Pindar in seinem ersten pythischen Gesang schildert, Zeus durch die schwarzbelaubte Bergmasse an den Boden ketten wollte, durchbricht nicht nur sie, er rüttelt auch unter ihr gewaltig an seinen Ketten. Und nicht ohnmächtig ist seine Wut, ganz Sizilien erzählt mit seinen Trümmerstätten, mit der Bauart seiner Häuser, in denen die die oberen Stockwerke tragenden Balken mit Spielraum gelagert sind und elastisch hin und her gleiten können, von der gewaltigen Macht dieses Riesen. Mit dem pythischen Gesange Pindars beginnt die Litteratur über den Ätna, und vorgeschichtliche und geschichtliche Zeit haben sie mit den Schilderungen der Ausbrüche des Ätnas um grauig-schöne Kapitel bereichert. Willst du wissen, lieber Leser, wo es sich am besten in diesen Kapiteln blättert und liest? Geh aus Taormina durch die Porta Catania nach Giardini zu und bieg nach etwa fünf Minuten rechts ab auf eine Kuppe, die steil zum Torrente Selina abfällt; das Rärtchen von Taormina im Gell-Gels zeigt sie deutlich. Von dort aus gesehen füllt das Massiv des Ätnas den ganzen Horizont, dicht links unter dir erinnert die schwarze, von den Wogen umspülte Lavamasse des Raps Schiff an Nagos und einen vorgeschichtlichen Ausbruch des Ätnas; nichts zieht hier von der Betrachtung des Titanen ab, um dessen Haupt der Wind weiße Rauchwölkchen wie Greisenhaare hin und her weht; du fühlst dich schon näher, allein mit ihm.

Nur selten bietet der Vesuv, noch seltner der Ätna das wunderbare Schauspiel eines Ausbruchs von glühender Lava mit allen seinen interessanten Begleitererscheinungen. Gefällig übernimmt da nun ein kleiner Krater des italofizilischen vulkanischen Bereichs die Rolle, der neugierigen Menschheit fast

dauernd, allerdings in kleinerm Maßstab, dieses Schauspiel vorzuführen, und durch eine glückliche Fügung geht eine Hauptverkehrsstraße des Tyrrhenischen Meeres, die Linie Messina—Neapel, dicht an ihm vorbei, und zwar nachts, wo das Schauspiel besonders eindrucksvoll wirkt. Unser Dampfer hat um acht Uhr den sichelförmigen Hafen von Messina verlassen, der der Sikelstadt den Namen Zankle gab; wir steuern auf dem eleganten Dampfer Galileo Galilei zwischen Scylla und Charybdis, am Faro vorbei ins Tyrrhenische Meer. Es ist eine klare, wenngleich nicht vom Mond beleuchtete Nacht, und bald zeichnet sich links eine dunkle Masse vom Nachthimmel ab, die in ihrer regelmäßigen, direkt dem Wasser entsteigenden Kegelform das Prototyp eines Vulkans ist und an Kindertage erinnert, wo man aus feuchtem Pulver feuerspeiende Berge bildete. Aber der Berg liegt dunkel da, nur von der kleinen sich kaum vom Nachthimmel abhebenden Pinienwolke überragt, die wir schon vor einiger Zeit und am Tage vom Faro di Messina aus gesehen haben. Sollte gerade heute der Berg feiern? Ein Italiener beruhigt uns mit dem in Italien so beliebten und oft so berechtigten *abbia pazienza!*

Und wirklich, eine Viertelstunde später, als das Schiff etwa in gleiche Höhe mit dem Inselchen gelangt ist, erhellt sich die Atmosphäre über dem nach Norden eingestürzten Gipfel, nach wenig Minuten wird eine glühende Gasäule sichtbar, und nun tritt in Zwischenräumen von fünf bis zehn Minuten jeder folgende Ausbruch immer deutlicher hervor; das bloße Auge verfolgt die hoch emporgeschleuderten glühenden Steine, die dann wieder in den Krater zurücksinken. Wie nahe rückt uns hier die mittelalterliche Sage, die von Karl Martell flüsternd zu sagen wußte, daß er in den Stromboli gebannt sei! Ganz deutlich hatten Kreuzfahrer das Zammern der hier an dem Eingang zum Fegfeuer eingeschlossenen Seelen gehört, die die Mönche von Cluny anflehten, für ihr Seelenheil zu beten. Und nun, nach einer weitem Wendung des Schiffes nach Norden, wird der nördliche Abhang des Berges ganz sichtbar, und damit die breite Feuer- und Lavastraße, die sich nach jedem Ausbruch an der obern Hälfte des Berges abzeichnet und dann noch in Felsen und Punkten zwischen Felsen und Gestrüpp — so scheint es wenigstens — sichtbar wird. Dieser Anblick, auf den die Reisehandbücher nicht vorbereiten, ist besonders schön; lange noch haftet das Auge an diesem roten Bunde, von dem wenig Kilometer entfernt die etwa vierhundert Bewohner der Insel, Fischer der Dörfer San Vincenzo und Inosta, friedlich in ihren flachgedeckten Lavahäuschen schlummern.

Wie lohnend mag es sein, ihnen von Messina über Lipari mit einem Lokaldampfer, oder von Lipari aus mit einem Segelboot einen Besuch abzustatten. Aber der Dampfer geht nur die Woche einmal und braucht dreizehn Stunden, das Segelboot braucht von Lipari aus bei gutem Winde allein sieben Stunden, bei Gegenwind versagt es natürlich ganz, und der moderne Tourist, der Sklave von Schnellzügen und Schnelldampfern, geizt mit seiner Zeit, namentlich wenn er durch Kalabrien mit Bummelzügen gefahren ist. In zwölf Stunden legen wir auf dem Wasser die Strecke zwischen Messina und

Neapel zurück, für die wir auf der Hinreise zu Lande achtundvierzig Stunden gebraucht haben. Um vier Uhr morgens sind wir im Bereich Capris und des Vesuvs; eine lebhafte Westbrise drückt seine Rauchwolke landeinwärts, und auf Capri zusteuern und gegen die Wellen ankämpfend erinnert unser wackres Fahrzeug an das berühmteste Wort des berühmten Mannes, dessen Namen es trägt: Es bewegt sich doch und zwar recht bedenklich. Hinaus aus der Kabine fürchterlicher Enge! Herrlich und erfrischend für Magen und Nerven ist nächst der Tasse Kaffee im Salon die Luft oben auf dem Deck, herrlicher und erfrischender noch für Auge und Geist die Einfahrt in den Golf von Neapel an Capri vorbei, und der Blick auf den Kegel des Vesuvs und auf die weißschimmernde Stadt.



Der Wildfang

Von Adolf Schmitthenner



ildfang! Wildfang! klang es durch die kurze Gasse. Das Heidelberger Bürschlein, das so gerufen hatte, wartete eine Weile, ob der Kesselflicker, der eben in der kurfürstlichen Kanzlei verschwunden war, wieder herauskomme.

Der Platz war günstig: das Ruferlein stand im Schatten der hohen Mauer des Barfüßerklosters, und man konnte von seinem Standort nach verschiednen Seiten hin ausreifen. Aber Wartekünne war noch nie eine besondere Tugend der Heidelberger Jungen gewesen.

Wildfang! rief das Bübchen noch einmal aus Leibeskräften die Kanzleigasse hinauf, dann ging es pfeifend von dannen.

Um dieselbe Zeit begegneten sich zwanzig Schritte davon zwei Männer, der eine ging würdevoll, der andre hatte es eilig.

In den Rat? fragte den Schwertfegermeister Johannes der kurfürstliche Apotheker. Johannes, der auf das Wildfang! gelauscht hatte, sah den Fragenden gedankenvoll an und nickte. Gleich darauf blieb er stehen und schaute zurück. Es war ihm eingefallen, daß er hätte antworten sollen: Nein, zur Glockenschau! Aber der Nachbar bog eben hurtig in die Kanzleigasse ein; dem war es wohl nicht so wichtig gewesen mit seiner Frage.

Johannes nahm die schwarze Mappe, die er in der rechten Hand getragen hatte, unter den linken Arm und zupfte den breiten weißen Kragen über seinem Mantel zurecht. Dann ging er langsam seines Wegs weiter, den Burgweg vollends hinab, am Kloster vorbei, am Marktplatz hin, auf die Heiliggeistkirche zu.

Als er vor dem schmalen, niedern Turmpfortlein stand, schob er einen Schemel zur Seite, der den Zugang versperrte. Der Schemel gehörte dem Geschirrhändler, der zwischen den beiden nächsten Strebepfeilern zur rechten Hand seine Bude hatte. Guten Morgen, Meister! grüßte der Mann aus seinem Lädchen heraus. Johannes winkte dankend mit der Hand, dann holte er einen breiten Schlüsselbund aus seinem Mantel hervor und hielt ihn vor sich in die Sonne. Die Sonne kam von hintenher; unter ihrem Glitzern leuchtete das weiße Haar milden Scheines auf dem